

Falstaff

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXIII. Jahrgang 1927, 2. Band

Es ist kaum eine Woche her, daß ich Heinrich IV. im Lessingtheater gesehen habe. Es ist Jahre und leider auch Jahrzehnte her, daß ich Matkowsky als Percy, Josef Kainz als Prinz Heinz, Bernhard Baumeister als Falstaff sah. Die Woche ist länger gewesen als die Jahrzehnte, die letzte Erinnerung beginnt schon vor meinen alten zu zerbröckeln, obgleich Karlheinz Martin als entschlossener Dramaturg aus den beiden Teilen ein Ganzes zusammenhieb. Was ist mir übrig geblieben, was kümmert mich, was arbeitet in mir fort, was setzt sich zusammen mit Erfahrung und Erlebnis? Ganz gewiß die Figur Heinrichs IV., das Drama des Vaters, anvertraut von Paul Wegener, der im wahrsten Sinne des Wortes seinen Kopf dafür einsetzt. Seinen unverstellten, breiten Sarmatenkopf, an dem Sorge, Ehrgeiz, List, Verstellung und auch einige Gewissensbisse gearbeitet haben. Wie erlebbar, wie gegenwärtig ist diese Geschichte geblieben. Nicht weniger modern als alle die Vater- und Sohn-Dramen, mit denen die letzten Shakespeare-Söhne uns geängstigt haben. Der Alte, ein Krupp, ein Rockefeller, hat sein Geschäft hochgebracht, nicht immer mit den feinsten Mitteln, in den Büchern stimmt einiges nicht, aber der Nachfolger ist schon als Erbe legitimiert, braucht nicht mehr von unten mit dem Größten anzufangen. Und der Bengel... Verlumpt sich in Spelunken mit schmutzigem Gesindel, säße schon längst im Gefängnis, ohne den Einfluß des Alten, der es ihm doch gern gegönnt hätte. Und dann merkt er, daß der Junge von dem selben Blut ist, daß er sich auch auf das Geschäft versteht, nur daß er es unbefangener führen kann, mit größerem moralischen Kredit, wenn das nicht schon göttliche Gnade sein sollte. Und so kann er ruhig sterben. Der alte Carl Sternheim hat das Problem nicht frischer angegriffen, während unsre jungen Bronnen noch nicht gemerkt haben, wie ähnlich auch abgefallene Söhne den Vätern werden können, wenn sie erst erben. Dieses Drama hat uns Paul Wegener noch ein Mal anvertraut; er verwaltete das Vermächtnis von Max Reinhardt, der noch nicht zur Saison eingetroffen ist. Ich kam um eine Szene zu spät ins Theater. Man sagte mir, daß Prinz Heinz in der Schenke zum Wilden Schweinskopf auf Händen gelaufen sei. Ich glaubte das nicht; denn Ernst Deutsch war ein sehr schöner orientalischer Prinz, zu dem man nur Almansor hätte sagen können. Deutsch war in seiner noblen Art recht schön aufgewachsen, aber er hatte was Grillparzersches in der Figur, was Lyrisches im Ton, daß man den

künftigen Geschäfts-mann oder Staatsmann kaum erwarten konnte. Wer den Prinzen Heinz kennt, versteht die Jugend von Julius Cäsar, von Friedrich dem Großen, die beide als gehörige Strolche angefangen haben. Aber sie retteten sich durch den Tatsachensinn, durch die großartige Nüchternheit des Genies.

Was blieb mir noch von der Aufführung? Ich sehe Frau Hurtig... nein ich sehe sie nicht, trotz Hedwig Wangels leiblicher Rundheit, ferner nicht den Bardolph und den Pistol, die ich einmal so lieb hatte wegen ihres Stumpfsinns. Ich verbiete mir auch jede Erinnerung an ein Dortcken Ladenreißer, das man wohl im letzten Augenblick per Auto vom Kurfürstendamm geholt hatte. Nun sehe ich endlich Eugen Klöpfer, der ein großes, volles Weinglas auf dem Kahlkopf balanciert, um den König mit der Krone zu spielen. Das hielt er mehrere Minuten durch, lange bange Bühneminuten. Ich wußte vordem nicht, daß Falstaff auch ein geschickter Akrobat sei, Mann des leichtesten Maulwerks, aber des schwersten Leibes. Habt ihr Hebebäume? – Nein, sie hatten keine Hebebäume; denn die Szene der Steifleinenen, der Humor aller Humore war zugunsten fortschreitender Handlung gestrichen. Die Jonglierkunst von Klöpfer bestätigte meinen Verdacht, daß er seinen Bauch nur angeschnallt hatte. Ihm fehlte die spezifische Schwere, aus der Humor wächst. Merkwürdig, da unser Klöpfer, selbst wenn er es nicht nötig hat, so breit und schwer zu wandeln versteht. Noch merkwürdiger, da unser Klöpfer doch von Natur ein Phantast, ein Flunkerer ist, dem ein Schelm und anderthalbe aus den Augen sprühen. Ich habe mich mit diesem Falstaff nicht unterhalten können, so direkt er auch das Publikum ansprach. Gewiß, Klöpfer wollte dem Sir John, der kecker Page, flotter Student war, seine Geschichte geben, mit der immer noch gepflegten Keckheit des Schnurrbärtchens, mit einem junkerlich nachlässigen, möglichst geringen Tonanschlag. Aber mit der Diskretion fängt man an, hört man nicht auf. Wenn der Saft nicht aus hundert Hähnen zu spritzen scheint, ist die richtige Tonne Falstaff nicht verzapft. Klöpfer ergriff mich im Augenblick der Enttäuschung, da der König ihn so glatt absägt vor der Übernahme seines Gottesgnadengeschäfts. Aber ich will nicht nur einen Augenblick mit Falstaff leiden, ich will mich drei Stunden mit ihm freuen, mit dem unaufhörlichen Farbenspiel seines Geistes, mit der Weisheit seiner tiefen Gemeinheit. O, er hat uns immer noch so viel zu sagen. Ein geborener König wußte sehr genau, was er bei ihm zu lernen hatte, wenn er als echter König auch das Honorar schuldig blieb.

Ich gab schon zu, daß die Zusammenziehung der beiden Teile Heinrich trotz manchen Verengerungen und Ernüchterungen das Drama Vater und Sohn verdeutlicht hatten. Aber da ist auch ein Drama zwischen Heinz und Falstaff, das nicht allein aus der Regulierung verstrickter Haupt- und Staatsaktionen entstehen

konnte. Das mußte sich auf unmerklichere Weise fühlbar machen, mußte leise kitzeln und spannen. Falstaff kennt seinen Prinzen und kämpft um ihn, jeder Witz ist eine Werbung mit soviel Berechnung wie Gehenlassen. Gewiß, die Kneipe zum Wilden Schweinskopf hatte eine ungemein komische Leiter zur Straße, hatte eine außerordentlich witzige Klappe zum Keller, aber es ist nun einmal so, daß unsre bedeutenden Regisseure mehr Technik als Humor gelernt haben. Mit oder ohne Regie, dieser Eugen Klöpfer, Phantast und Flunkerer, kam doch wohl auf die Welt, um den Falstaff zu geben? – Laßt mich ein kleines Erlebnis nicht mehr zurückhalten. Einmal sah ich dem Meister bei der Arbeit zu, der am 7. September seinen 60. Geburtstag feierte. Es war ein hartes Bemühen um eine etwas ausgedachte Figur, und so rief er von einer Probe zur andern: Ich kann den Ton nicht finde! Plötzlich geschah ein Wunder, irgend etwas fast wie ein Astralleib Sichtbares schwebte von der Decke herab, schoß ihm in einem Augenblick vom Kopf bis in die Füße, krümmte die Figur in Alter und Elend zusammen, aus der nun auch der richtige Ton kam. Das Wunder der Transfiguration! Wunder wären keine Wunder, wenn sie nicht manchmal ausblieben. Bei Klöpfer ist nichts eingeschossen. Das kann vorkommen, auch bei den Besten. Man muß es sich nur eingestehen.